



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Burg, Paul: Geschichtliche Romane neuester Zeit

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wenn diese Maßnahme von der Geldseite der Wirtschaft ausgeht, so gibt es aber auch ein für den Schutz der Wirtschaft vor Wirkungen der Valutaschwankungen nicht weniger wirksames Mittel, das von der Warenseite ausgeht, nämlich die zielbewußte Preispolitik bei der Ausfuhr, die Bekämpfung des Valutadumpings, wie das kürzlich in dieser Zeitschrift (Heft v. 6. Febr.) durch Herrn Professor Kern und auch in meiner Schrift „Valuta-Dumping“ (Carl Heymanns Verlag) zur Darstellung gebracht worden ist.



## Geschichtliche Romane neuester Zeit

Von Paul Burg



Die Notwendigkeit, auf gute Bücher hinzuweisen, war niemals so groß als heute. Einerseits stehen Buchhändler, Verleger, die Arbeiter am Buche und vor allem dessen Urheber, die Schriftsteller in schweren Daseinskämpfen; andererseits zwingt die allgemeine Preissteigerung Leser und Freunde guter Bücher, strenge Auswahl zu halten. Immerhin ist das Buch auch heute noch erst um das Sechsfache gegen den Friedenspreis verteuert worden, während alle anderen Dinge der Lebenshaltung eines kultivierten Menschen den mehr als zehnfachen Preis erreichten. Aber weil den meisten Buchlesern die Geldmittel zusammenschmolzen, fing man zuerst beim Bucheinkaufe zu sparen an. Das zeigt auch eben wieder die Buchmesse in Leipzig zum Erschrecken, und doch tut uns allen, die wir noch national als Deutsche leben und empfinden wollen — was auch komme —, nichts so sehr not als ein gutes deutsches Buch, eine gute Zeitschrift und Zeitung. Das ist das tägliche geistige Zubrot, die Nährkraft, welche die Seele braucht. Die Freunde guter Bücher bei der Auswahl zu unterstützen, ist der Zweck meiner Zeilen.

Im Vordergrund steht seit Weihnacht das neue Buch von Karl Kosner „Der König“ (Cotta, Stuttgart), denn es handelt vom — Kaiser, und Kosner genöß den Vorzug, im letzten Kriegsjahre des letzten Kaisers und Königs vertrauter Begleiter zu sein. Seine Erinnerungen an diese Zeit hat der bislang als feinsinniger Romandichter und poetischer Kriegsberichterstatter bestbekannte Erzähler mit der ganzen Schmiegsamkeit des echten Wiener Ästheten hier dargestellt, wohl nicht ganz unbeeinflusst von Molos technisch verblüffendem, starkmütigem „Friedericus“ und wohl auch nicht ganz ohne Kenntnis des im Verlage Cotta noch immer inhibierten dritten Bandes der Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen“. Vor- und rückschauend läßt Kosner den Kaiser unter Hindenburgs und Ludendorffs Augen in der D. S. R. sowie während der letzten Marneschlacht auf der Menilwarte schwere Stunden durchleben, zeigt ihn aber ganz und gar weich und willenlos, hamletartig, eine Frucht vergeblicher Erziehung durch Eltern, Regierende und Volk! Nur Kosners eben fast frauliche Weichheit vermochte einen so eigenartigen

Monarchen wie unsern Kaiser so darzustellen! Seine nächsten Verwandten und seine nächste Umgebung sahen ihn doch wesentlich anders, zuzeiten unduldsam, oft auf dem eigenen Willen bestehend. Und doch war der Kaiser weder das eine noch das andere; vielleicht ein Mittel Ding zwischen beiden. Wenn Kosner etwa die Absicht hatte, wie man vielfach hört, dem ehemaligen Monarchen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, seine Person denen menschlicher näher zu bringen, die nur ein verschwommenes Bild von ihm hatten, so hat er seine Aufgabe nicht verstanden. Kein Mensch wird Sympathien empfinden für einen Monarchen, geschweige dem Mitleid mit ihm haben, der sich so „kosnerisch“ passiv verhält und in entscheidenden Momenten abschieben läßt. Die Szenen im Großen Hauptquartier, die Nacht auf der Menilwarte und manches andere sind gewiß dramatisch geschildert; aber sie weichen doch erheblich von der Wirklichkeit ab. Daß Kosner die Männer, die teils die militärischen Berater, teils die Umgebung des Kaisers bildeten, so wenig anziehend, ja geradezu abstoßend schildert, hinterläßt beim Leser ein Gefühl des Unbehagens, des Nichtverstehens, des Unwillens über den Romanschreiber. Wenn auch kein Name genannt ist, so weiß der einigermaßen Eingeweihte doch, wer gemeint ist. Von einem Manne wie Kosner, der das Angenehme genoß, hätte man etwas mehr Takt erwarten können. Der General Ludendorff ist noch jetzt eine vom Kaiser hochgeschätzte Persönlichkeit und der Generaloberst, den Kosner als einen morbiden Menschen schildert, hat vor und während des Krieges mehr als mancher andere klaren Blick gezeigt. Der Roman wird viel gelesen werden; und er muß auch gelesen werden; aber man lese ihn mit Verstand und lasse sich nicht einfangen. Für den Verlag bedeutet er insofern eine „große Sache“, als er die ohnehin vorhandene Spannung auf den dritten Bismarck-Band zur Neugier steigert, ihm also der beste Wegbereiter ist.

Kosners reflektierende Hofhistoriographie aus 1918 ließ den andern weiland Kriegsberichterstatler des Berliner Tageblattes Bernhard Kellermann nicht ruhen. Dieser früher reine Lyriker brachte einen biogenetischen Zeitroman „Der neunte November“ (Fischer, Berlin) von 475 Seiten, welcher mit seinem zartroten Umschlage dem „Roten Meere“ einer Clara Viebig ähnelt. Auch insofern gleicht er dem Viebig'schen Roman, daß er vorwiegend an Frauen und Frauenzimmern im Berlin der letzten Kriegsjahre ausmalt, wie es zu jenem roten 9. November 1919 kam. Es ist ein Buch, auf das der Untertitel von H. H. Ewers jüngstem gleichfalls hierher gehörigen Roman „Vampyr“ trefflich paßt: ein verwilderter Roman in Fegen und Farben! Unter seinen allesamt pathologischen und nach der Moderne gezeichneten Figuren ist der morbideske Kriegsamtsgeneral und die galvanisierte Hofszellenz letzten Endes so wenig Träger der Handlung wie der Mann aus dem Volke und die sehr episodisch gesehenen revolutionären Soldaten. Die mondänen Pazifistinnen des heutigen Berlins sind's, und in ihnen wird der stark expressivnistische Chronist unserer Sintflut, Kellermann, wieder ein wenig zu jenem sehr süchtigen Dichter, welcher er einst war („Ingeborg“). Sein jetziges Buch, kein Heldenstück wie der „Tunnel“, ist ein Basrelief unserer jüngsten Vergangenheit, ist vielen, die seine mancherlei Kriegsbücher und Kriegsberichte mit warmem Empfinden gelesen haben, eine herbe Enttäuschung.

Da packte der wackere Traugott Tamm in Ratzburg, heute ein Sechziger, viel glücklicher zu in seinem wirklichkeitscharfen Zeitbilde „Die zwei Nationen“,

mit dem das Bibliographische Institut in Leipzig eine belletristische Abteilung „Deutsche Romane zeitgenössischer Dichter“ in wohlgefälligem Breitformat sehr gelungen eröffnete. Tamm zieht das Bild enger als Kellermann: Rakeburg und seine Jäger, zwei Schwestern, zwei Brüder und ihre Welt. Der Krieg verehbt, die Revolution loht auf. Alles ist bei ihm gradlinig, ländlich urwüchsig, die Liebe und der Haß. Gegen das Babel Berlin der roten und undeutschen Horden steht hier eine paradiesische, freilich gleichfalls von politischen Leidenschaften durchraute Welt, aber dieser Roman ist von einer Fülle der Kraft und des Glaubens an gute Zukunft, daß man ihm von ganzem Herzen weiteste Verbreitung wünschen muß. Eggert Hauschild und seine Rotraut sind geradezu Symbole unseres Vortreibens. Der Fochen Rotländer ist einer der versinkenden Nation, aber die Tite Kobran, wurzelnd im Volke und aus allem Schmutz heimfindend zu Treue und Reinheit, das ist die erneute Nation.

Ein so emsiger und beliebter Erzähler wie der Schlesier Paul Keller vermochte gleichfalls seine große Verehrerschar in unseren dunklen Tagen nicht führerlos hinauszustoßen; in seinem jüngsten Buche „In fremden Spiegeln“ (Bergstadtverlag) nimmt er treu die vielen an die Hand, welche sich zu ihm bekannt haben, und geleitet sie zugleich mit einem am neuen Deutschland enttäuschten schlesischen Adligen in fernes Land, nach Indien, läßt sie in den fremden Spiegeln fernster Kultur das eigene verschmähte Vaterland wieder lieben lernen. Eine dankbare Aufgabe. Gerade unsere Volksmenge, welche Indien nur eben aus äußerlich prunkvollen Filmen, wie „Die Lieblingsfrau des Maharadschah“, zu kennen wähnt, dürfte hier zu tieferem Schürfen an klaren Quellen hingelockt werden, und der katholische Leser, welcher Keller huldigt, wird überrascht sein und sich beglückt bereichert fühlen. Uns Deutschen aber war nie das Hemd soviel näher denn der Rock als heute; die Not derer, welche am Rhein unter Feindbesatzungen schmachten, noch keiner hat sie so eindringlich gepredigt als Gertrud von Brockdorff in ihrem erschütternden Buche „Die Faust im Westen“ (Scherl, Berlin). Wie sie da draußen leiden und unter der Schmach und Schande atmen, leben, hoffen, Deutsche bleiben von ganzem Herzen, wie sie anklagen ohne zu klagen, wie sie rufen und bitten, weinen und wecken, sie, unsere Brüder und Schwestern am unterdrückten deutschen Rhein — das ist lesenswert und schafft Stolz und Freude. Dies Buch ist eine nationale Tat und ein lebendiger Mahnruf: Vergesse die heimgesuchten deutschen Brüder nicht!

In jene westliche deutsche Welt des frohen Mutes und der stolzen Tat, an den Rhein, wie er einst war und wie wir ihn so gern noch im Bilde der Erinnerung vor uns sehen, heute zumal — dahin führt uns das neue und nicht bloß in seinem stolzen Titel hochgemute Buch des im, gleichfalls verlorenen, östlichen Danzig lebenden Erzählers Arthur Brausewetter „In Lebensfluten — im Tatensturm“ (Warneck, Berlin), malt uns den Kreis des Großindustriellen Macketaß, für dessen Werk Brausewetter wohl das Vorbild bei Schichau studierte, läßt vor uns die Tatkraft genialer Ingenieure aufflammen und zeigt das Deutschland im Kriege noch einmal in all seiner schaffenden, schöpferischen Vollkraft.

Die Krone aber gebührt Rudolf Herzog. Seit den „Stoltenkamps und ihren Frauen“ hat er geschwiegen, jenes Hohelied auf Krupp sang er noch in den ausgehenden Krieg hinein, den sinkenden Mut in vielen Herzen zu stärken. Nun

hub er von neuem an. Dem Rhein, seinem Rhein, wie nur er allein von allen deutschen Erzählern ihn in Natur und Mensch zu schildern versteht, gilt heuer ganz besonders sein Preislied. Es heißt „Die Buben der Frau Ofterberg“ (Cotta, Stuttgart) und führt rheinauf, rheinab, in entlegene Zeiten, in Aufstieg und Niedergang, hinein in den Krieg, bis zu Vater Hindenburg und an des Kaisers Herz, hinaus ins Dunkel der Revolution und in den neuen Frieden. Mit flammendem Herzen hat der alte heißblütige Poet sich dies Buch von der Seele heruntergeschrieben, in jeder Zeile lodert sein Atem, sein Rheinlandblut. Dies Buch ist Rudolf Herzog selber, bedeutet sein höchstes Schaffen. Die deutsche Welt wird sein freudiges Bekenntnis zum unvergänglichen Deutschtum dankbar hinnehmen und nützlich werten. Es ist auch so voller zarter Liebe und seligem Glück, daß die Frauen ihn preisen werden.

Wer sich mit mir aus dem Heute in entlegene Zeiten zurückflüchtet, um aus Vergangenen zu lernen, dem nenn' ich eine Landsmännin Herzogs, die den gleichen lodernnden Atem leidenschaftlichen Schaffens besitzt: Manny Lambrecht. Nach manchem gegenwartkräftigen Buch hat auch sie den Weg zum historischen Roman gefunden und legt in „Der heimliche Gast“ (Scherl, Berlin) ein Buch aus dem Frankreich vor Ausbruch des siebenziger Krieges vor, welches Beachtung verdient; es ist gleichermaßen ausgezeichnet durch straffe dramatische Darstellung wie durch eine verblüffende Kenntnis der Zeitverhältnisse. Gerade den Belgiern und all den Herrschaften, welche uns jetzt immer wieder die Zeit vor 1870 vorhalten, möchte man dies Buch nachdrücklich unter die Nase reiben. Den Deutschen aber, die den unruhigen gallischen Geist lieber entschuldigen als verstehen, rate ich sehr, dies Buch zu lesen, denn Manny Lambrecht hat sich geradezu ein Verdienst damit erworben, an einem historischen Beispiel die Treibereien von Paris aufzuzeigen. Es ist segensreich, wie unmerklich und nachdrücklich gerade ein Roman vom Schläge der hier genannten Scherlschen u. a. ohne aufgeplusterte Tendenzmache bis in die feinsten Kanäle des Volkstums hinein geschichtliches Wissen und Wahrheit zu verbreiten vermag. Zu solchen verdienstlichen Büchern gehört auch Rudolf Strak' „Der Väter Traum“ (Scherl, Berlin), worin den meisten deutschen Mitbürgern endlich einmal klar und knapp die achtundvierziger Umsturzzeit, der schwarzrotgoldene Idealismus aufgezeigt wird. Wie wenig innere Freiheit bei jenem großen Willen unserer Großväter war, das lehren hier viele reizvolle Beispiele. Möchten sie auch dem Heute eine Lehre erteilen! Die Leserin aber fürchte kein politisches Buch zu finden; es ist gar viel zarte Liebe des Biedermeier darüber ausgebreitet! Lehrmeister vermag auch dies Buch zu sein.

Mit einem ganz neuartigen Versuch, die Vergangenheit Deutschlands im Roman zu schildern, wartet endlich der Verlag Richard Mühlmann (Halle) in dem anonymen „Imperium Mundi“ auf, dessen erster Band mir vorliegt und die Zeit der letzten Jahre Wilhelms I. bis zu den ersten Jahren von Wilhelm II. auf eine höchst eigenartige Weise behandelt: zwar äußerlich rein romanhaft, in Form von höflichen, eleganten und kabalenreichen Skizzen, die eine genaueste Kenntnis aller Vorgänge an sämtlichen europäischen Residenzen verraten, tiefer betrachtet aber eine fortlaufende Geschichte der Kabinettsregierungen, als deren vorgeschobene und an unsichtbaren Drähten bewegte Marionetten die Herrscher allesamt uns letztlich doch erscheinen. Es geht sehr intim, aber auch sehr bestimmt in diesem Buche her, es

liest sich ungemein reizvoll, weil man überall die Fürstenbegegnungen und Dialoge an Hand der geschichtlichen Quellen nachkontrollieren kann. Das auf mehrere Bände berechnete Werk ist ein äußerst anziehendes Novum. Aus wessen Feder es wohl stammt? — Mühlmanns Verlag bringt daneben noch ein ähnliches anonymes (mehrbändiges) Werk „Die sterbende Monarchie“ heraus, welches im reinen, irgendwo spielenden Roman angewandte Geschichte Preußens geben will, dabei aber einerseits im trockenen Material erstickt, andererseits in arge Filmmanier versinkt. Das Buch ist gewiß gutgemeint, will jedem etwas bringen und bis zu den Abdankungen von 1918 hinführen, aber es bewahrheitet nur ein altes Wort: Qui trop embrasse, mal entraine. Wer dagegen ein echtes Buch des ancien regime lesen will, wer die Zeit des „Alten Herrn“ mit all ihrem weichen Glanz der Güte und Einfachheit, des preußischen Pflichtbewußtseins noch einmal ganz auf sich einwirken lassen will, der lese Otto von Gottbergs ebenso flottes wie pietätvolles Buch aus den besten Tagen des alten Kaisers Wilhelm (ebenso preußisches Berlin „Kaiserglanz“ (Buchverlag der Täglichen Rundschau, Berlin). Da ist über alle neumodisch versuchten Schlüsselromane hinaus der Versuch gelungen, jene Zeit wahrhaft lebendig zu machen, welche die Älteren unter uns noch erlebten und welche den Jüngsten in Deutschland so bitter not tut, weil wir kein Heer und kaum noch eine Ehr' haben — das Zeitalter der Pflichterfüllung!



## Zur Schuldfrage



ie Anklage, die das Ultimatum der Entente vom 16. Juni 1919 enthält und die die Begründung für den Artikel 231 des Friedensvertrages darstellt, lautet zusammengefaßt auf einen längst vorbereiteten, mit Vorbedacht herbeigeführten Angriffs-, Eroberungs- und Unterjochungskrieg seitens Deutschland.

Graf Montgelas unternimmt es in einer kleinen Broschüre, die im Verlage der Kulturliga unter obigem Titel erschienen ist und nur 2 Mark kostet, diese Anklage zu zergliedern und zu widerlegen. Leider kann der bekannte Graf sich nicht freimachen davon, gleich auf der ersten Seite den Anteil Deutschlands an der gemeinsamen Schuld anzuerkennen. Wir sind anderer Ansicht: die Schuld am Kriege liegt ausschließlich bei den drei Haupt-Ententemächten England, Frankreich und Rußland. Deutschland befand sich in Notwehr. Diese Feststellung ändert aber nichts an dem sonstigen Werte der Broschüre, im Gegenteil, ihr Inhalt bekräftigt unsere Ansicht. Das zeigt insbesondere der Abschnitt „Die Gelegenheiten zum Kriege“.

Daß Zahlen beweisen, ergibt sich aus Abschnitt 8, „Deutschlands Haltung nach dem Russisch-Japanischen Kriege“. Der Graf sagt:

„Billig unvereinbar mit der Wahrheit ist die Behauptung des Ultimatus der Entente, die deutsche Regierung habe unmittelbar nachdem Rußland von Japan im fernen Osten geschlagen und durch die nachfolgende Revolution nahezu gelähmt war, sofort ihre Bemühungen verdoppelt, die Rüstungen zu vergrößern und ihre Nachbarn unter Androhung des Krieges zu thramisieren.“